

Der Belehrter

so daß er eine Druckschrift gegen die Anklagen veröffentlichten ließ. Bure in den alten Klassikern (Aristoteles in Moral und Rhetorik).

te nach Rostock und hatte noch, so de Genugtuung, die Universität um zu einem Glanze erstanden zu sehen, e Epoche weit überstrahlte.“)

65 kamen in Rostock 8000 Menschen Professoren der Universität. Unter den auch der Schwiegerohn des Pro- ter Joseph Wurster. Diesen Schid- jährige Greis nicht mehr lange; er 666. — In der St. Marienkirche zu staph, das des gelehrten Westfalen ein Bauernohn aus Westfalen durch Universität Rostock vor 400 Jahren ein

(3 Stunden von Buren) ein Buren- mit II, S. 2.

et obitu A. Buren, Westphali ben Gelehrten, Rostock 1815.

z, Paderbornische Gelehrte aus dem rüst für vaterländische Geschichte, den „Heimatlättern“, Lippstadt.)

eines an der Straße nach Sande te endete, trug sich Donnerstag stammende Motorradfahrer fuhr b befinnungslos in dem belagten urch das geschlossene Fenster log. uten ihren Augen kaum, als sie Nach Ueberwindung des ersten Verlegte zum Krankenhaus nach

* icht tsche Arbeitsfront

ichsstraßenjammung triebsohmänner, Vertrauensrats oder und sämtliche Amtswalter owie die Mitglieder des Frauen- Oktober, vormittags 10 Uhr, an lliges Erscheinen ist Ehrenpflicht. Der Ortsobmann.

zeige richtig!“

ervortrag der Aktion „Seize em 20. ds. Mts., 17 Uhr, in der u, Geroldstraße 10, statt. Wir admals ein. Unkosten entstehen Deutsche Arbeitsfront serziehung u. Betriebsführung.

ter-Jugend

hählein 16/281 hlein 16 um 14,30 Uhr on der Der hähleinführer.

2/281 Buren gesamte Schar um 9,30 Uhr im Entschuldigungen werden nur ommen. Der Führer der Schar.

er, Lippstadt; Stellvertreter: Otto ür Politik und Unterhaltung: Emil ans Joachim Koziolek (z. Zt. s Meyer, Lippstadt; Bilder die natlichen und Anzeigenteil: Otto C. Jos. Laumanns, Lippstadt. 7 vom 1. Mai 1940 gültig.)

icht in Büren

am Gasthof Küting beginnt dem 23. Oktober, 20 Uhr.

rbach, Paderborn,

rsamkeit anlässlich unserer wir allen recht herzlich

aniel und Frau

Drucksachen aller Art liefert die Bütener Zeitung

Möbl. Zimmer

evtl. mit voller Pension zu vermieten

Wo, sagt die Geschäftsstelle der Bütener Zeitung

Bettstätten

Preis RM. 2.90. In allen Apotheken Vorrätig in Lippstadt: Einhorn- Apotheke und Engel Apotheke.

ie Heimat —

atzeitung?



Der illustrierte Sonntag

Nummer 42

Sonntag, den 20. Oktober 1940

9. Jahrgang



Begegnung mit dem Befreier

Eine Erzählung von Walter Schaefer

Unter stürmenden Wettern ging der September des Jahres 1807 zu Ende. Der harte Wind, der von der See her kam, riß das wolkende Laub von den Bäumen und wirbelte es in den Straßen und Gassen der alten Stadt Königsberg vor sich her. Nun schwebte plötzlich das Stürmen, und dann schüttelte eine dunkle Wolke ihre Last hernieder.

Die drei Männer, die auf der Juntergasse dahergekommen waren, traten eilig unter den Schutz eines gewölbten Torbogens, und da sie prüfend und mißgestimmt aus ihrem Schlupfwinkel die Gasse hinauf und hinunter schauten, gesellte sich in einem vom unerwarteten Regensturz schon verbunfelten Hof ein Viertel zu ihnen. Grüßend und bescheiden trat er neben sie.

„Ein Wetter, das zu unserem Leben paßt!“ grüßte der einer der Männer, ein hochaufgewachsener, hagerer Graubart.

„Der Vergleich mag stimmen,“ nickte sein Nebenmann, „obwohl ich bezweifle, daß ihr Buchdrucker die reizvollen Schattenseiten unseres gegenwärtigen Daseins schon so gründlich kennengelernt habt wie wir Kaufleute.“

„Der wie wir Handwerker,“ mischte sich der Dritte ein.

„Ich möchte nicht zu sagen,“ lächelte der Graubart grimmig, „wer von uns Dreien in diesem armseligen Staat noch etwas vor dem anderen voraus hätte! Was blieb uns denn? Eine geschlagene, hoffnungslose Armee, ein zerstückeltes Land ohne Freunde, ein müdes, armes Volk, aus dem der Sieger 140 Millionen Francs herauszupressen sich ansetzt.“

„Das ist es vor allem,“ zürnte der Kaufmann. „Zahlen sollen wir, immer nur zahlen, und der Handel über die See ist tot. Zum Kaufen fehlt uns das Geld, zum Verkauft die Ware. Meine Speicher sind leer, meine Kassen auch. Wie soll das enden?“

„Nichts denn irgendwo im Lande anders?“ grüßte der Handwerker. „Man bringt uns keine Arbeit ins Haus; denn die Leute haben ja nicht einmal zum Leben genug. In einem gesunden Welt greift ein Rad ins andere, und wenn eines nicht mehr will, stehen sie alle. Früher habe ich mir zum Feierabend mein Pfeifchen Tabak angünden können. Jetzt — seht her —, jetzt belügt ich mich mit Süßlätzchen und Ruchblättern. Aber ich denk schon, daß der Kaufmann und der Handwerker am schlimmsten dran sind. Ein Buchdrucker — nun, der Staat hat immer mal ein Blatt zu drucken, und der Staat wird wohl noch zahlen können.“

Grimmiger noch lächelte jetzt der Hagerer. „Freilich kommt der Staat zuweilen,“ nickte er. „Dab da kürzlich ein Gesetz drucken sollen, das sechs Bogen lang war. Um drei Wochen Frist hab ich bitten müssen, weil ich nur Zeit für einen einzigen Bogen hab. Das andere ist unbrauchbar, und neuen Satz kann ich nicht schaffen; es fehlt mir an Geld.“

„Wahnsinn ist das alles, heller Wahnsinn“, knirschte der Kaufmann. „Früher war eine Zeit, da brüsteten wir uns, Preußen zu sein. Nun sind wir Bettler und müssen uns unseres Preußentums schämen!“

Aus dem Dunkel des Torbogens trat nun der Vierte näher. Sein junges Gesicht glühte. „Ist es recht, so zu reden?“ fragte er hastig und errötet. Da die drei Männer zu ihm herumtraten und ihn überrascht und unwillig musterten, verneigte er sich mit einer raschen Bewegung. „Die Herren müssen verwundert sein, einen Fremden an ihrem Gespräch teilnehmen zu sehen, einen Fremden zu dem, dem Jahre und Erfahrung noch fehlen. Ich bin ein Studiosus und komme aus Berlin, um nun in Königsberg dort fortzufahren, wo ich in der Hauptstadt aufhören mußte. Jawohl, mußte, meine Herren! Wer sein Vaterland wahrhaft liebt, dem muß es zur Qual werden, in einer Stadt zu leben, darin an Preußens Größe geplant und gesonnen und geschaffen wurde und darin nun die Kreaturen des Korjens gebieten. Ich war frei; darum kommt ich gehen. Und Königsberg hab' ich mir gewählt; denn hier regiert noch Preußens König, hier lehrt Kant, hier schmiedet der Reichsfreiherr vom Stein das Werkzeug, mit dem ein neues Preußen aufgebaut werden soll. Drum taten Ihre Worte mir bitter weh. Sie hier zu hören, das hätte ich mir nicht vermutet.“

Erregt hielt der Junge inne. Der Hagerer lächelte mit grimmiger Nachsicht, und seine Worte klangen leise, fast unbeteiligt: „Der junge Herr ist ein Feuerkopf. Was tut's, die Vernunft kommt später. Dann wird er lernen, daß der Mensch mit dem Trange auf die Welt kommt, leben zu wollen.“

Als der junge Herr noch in den Windeln lag, hat er schon gefordert, kräftig gefordert. Das ist Menschenart und bleibt so bis zum Ende.“ Die beiden anderen freuten sich der Zurechtweisung, die dem Studiosus geworden. Der aber gab sich nicht geschlagen. Mit brennenden Augen trat er noch näher.

„Sie sagten eben selbst, mein Herr: die Vernunft kommt später, und Sie werden mir die Unvernunft des Säuglings nicht vorwerfen, noch weniger aber darin ein Vorbild für Ihr eigenes Tun und Handeln sehen wollen. Nein, meine Herren, streiten wir uns nicht um Worte und leere Begriffe. Hier geht es um mehr: es geht um Preußen! Und wir, die wir seine Söhne sind, haben ihm zu dienen mit allem, was unser ist. Das ist ein Ideal, der höchsten Opfer wert. Und wer da nicht fähig ist zu solchem Opfer, der weiß nicht mehr vom Leben als das unvernünftige Getier, über dem doch hoch wir Menschen stehen, — wir Menschen, die wir kämpfen und sterben können für ein hohes Ideal!“

Schweigend, entrückt, mit einem fernen Lächeln stand nun der Junge, als warte er auf etwas. Der Graubart streifte das glühende Gesicht mit einem flüchtigen, fremden Blick. Dann wandte er sich kalt seinen Begleitern zu: „Es regnet nicht mehr. Wir wollen gehen.“

Gruflos schritten die drei Männer auf die Gasse hinaus. Der Student schrat zusammen wie von einem Schlag getroffen. Für wen hatte er denn hier gesprochen? Gab es keine andere Antwort auf seine heißen, verbenden Worte als dieses erlittende Abwenden?

Übermals fuhr der Junge auf: eine Hand hatte sich schwer auf seine Schulter gelegt, und da er sich wandte, sah er im Halbdunkel des Torweges eine gedrungene Gestalt neben sich, die ungehört aus

der Tiefe des Hauses getreten war. Und nun sprach der Fremde:

„Darf ich Sie einladen, mit mir ein wenig vor die Stadt zu fahren? Das Wetter ist vorüber, und dieser Herbstnachmittag draußen zwischen den Feldern mag noch schön sein.“

Der Sprecher nahm den überraschten Studenten am Arm und zog ihn mit sich aus dem Torweg, dessen hintere Tür eben geöffnet wurde. Nun klapperien Hufe, hohl ratterte ein Wagen unter dem Hause hin und hielt dann draußen auf der Gasse. Raum war der Kutscher vom Bod gesprungen, um die Wagentür zu öffnen, da stieg der Fremde rasch ein und forderte den Jungen mit einer höflichen Bewegung der Hand auf, neben ihm Platz zu nehmen.

Wortlos und in seltsamer Befangenheit folgte der Student. Der Wagen fuhr an, rollte durch die Gassen der Stadt, aber zwischen den beiden Insassen war ein seltsames, wartendes Schweigen. Schen mußte der Student den Mann an seiner Seite. Ich muß ihn kennen, grübelte er. Diese gedrungene Gestalt, auf breitem Rücken der Kopf mit der gewaltigen Stirn, die scharfe, harte Nase über dem strengen schmalen Mund, die zwingenden, dunklen Augen. Ja, ich habe ihn schon gesehen. Ihn — oder sein Bild. Wie ein Blitz kam die Erinnerung: Ein Schaufenster in Berlin, nahe der Universität, die Bilder bekannter Männer darin. Unter ihnen der Mann, an dessen Seite er nun saß, der Reichsfreiherr vom Stein! Das also war er, auf den in dieser Notzeit die Augen aller guten Preußen, ja aller Deutschen schauten! Wie hatte er sich gewünscht, ihn sehen zu dürfen. Und nun dies hier, diese Fahrt an der Seite des Reichsfreiherrn! Was mochte den großen Mann getrieben haben, ihn,

Befehlen können und wieder auf stolze Art gehorchen, in Reih' und Glied stehen, aber fähig jederzeit, auch zu führen, die Gefahr dem Behagen vorzuziehen, das Erlaubte und Un-erlaubte nicht in einer Kämmerwaage wiegen, dem Schlaunen, Parasitischen mehr feind sein als dem Bösen. — Was lernt man in einer harten Schule? Gehorchen und Befehlen.

FRIEDRICH NIETZSCHE

den namenlosen kleinen Studenten, solcher Ehre zu würdigen?

Da wandte Stein, der bis jetzt in Gedanken die Straße hinuntergeblickt hatte, den Kopf. Und er begann zu sprechen, indes die Hände seine Rede mit raschen, ausdrucksvollen und bestimmten Bewegungen begleiteten.

„Ich habe angehört, was Sie den Dreien im Hausdor jagten. Es war brav gedacht und brav gesprochen. Sie hatten recht in allem, nur in einem nicht: Sie sprachen immer von Preußen. Ich will mehr. Ich habe nur ein Vaterland, das ist Deutschland. Und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Teile desselben angehöre, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Teile desselben von ganzem Herzen ergeben.“

Er schwieg. Da wagte der Student eine zaghafte Frage: „Ergelienz, Sie sehen mich überrascht. Der Minister des Königs von Preußen.“

„Schon gut. Ich begreife Ihr Ersäunen. Aber sagen Sie selbst: was hätte ich, der Rheinfranke, wohl in Preußen zu suchen, wenn ich nicht wüßte, nicht unerschütterlich und unumstößlich wüßte, daß dies Preußen einst Deutschland sein wird. Nennen Sie unsere, die deutsche Geschichte? Ist sie nicht wie die Straße durch ein Gebirge, von der Ewigkeit für die Ewigkeit gebaut? Immer wieder stürzt sie hinab. Es ist das Gesetz, unter dem wir Deutschen leben von Anbeginn: wir müssen die Tiefen durchwandern, um zum Besten in uns zurückzufinden, aus dem wir neugeboren und mit immer jungen Kräften die steilsten Höhen stürmen. So ist das auch heute. Und ich weiß: kein Unglück ist so schwer, daß nicht der Meister erstünde, der es es zwingt!“

Der Junge hatte atemlos gelauscht. Nun schwieg Stein wieder und sah hinaus. Der Wagen hatte das Freie gewonnen und fuhr zwischen den ruhenden Feldern dahin. Abgewandten Gesichts sprach dann der Freiherr weiter:

„Lassen Sie Ihre jungen Augen dies alles hier schauen! Kein Mensch mehr ist um diese Stunde auf den Feldern. Aber des deutschen Bauern Fleiß spricht zu Ihnen, wohin Sie sehen. Ist es nicht Frevel, denken zu müssen, daß ein Land sterben könnte, darin die Menschen so unbeugsam schaffen? Heute früh kam ich aus Memel, vom König.“ Er legte die Hand schwer auf des Jungen Arm. „In wenig Tagen wird ein Gesetz ergehen, das alles Unrecht auslöscht für alle Zeit: Kein Bauer wird künftig unfrei sein in Preußen. Das Land, das frei sein will und das zu Großem berufen ist, muß freie Söhne haben. Die sollen denken und reden lernen, wie ich Sie heute habe reden hören, junger Mann. Dann wird es starke Häuser genug geben, die zerbrechen, was uns heute drückt und unfrei macht. — Um Ihnen dies zu sagen, hat ich Sie, mit mir zu fahren.“

Kein Wort der Erwiderung fand der Junge. Nur daß ihm die Wangen brannten vor heißem Stolz. Und auch später, als der Wagen wieder zur Stadt zurückfuhr, wagte er kein Wort mehr. Der Mund war ihm verschlossen in Ehrfurcht vor dem Schweigen, das um den Freiherrn blieb, bis die Pferde vor dem Hause in der Juntergasse hielten. Da wandte sich Stein noch einmal dem Studenten zu und nahm seine Hand:

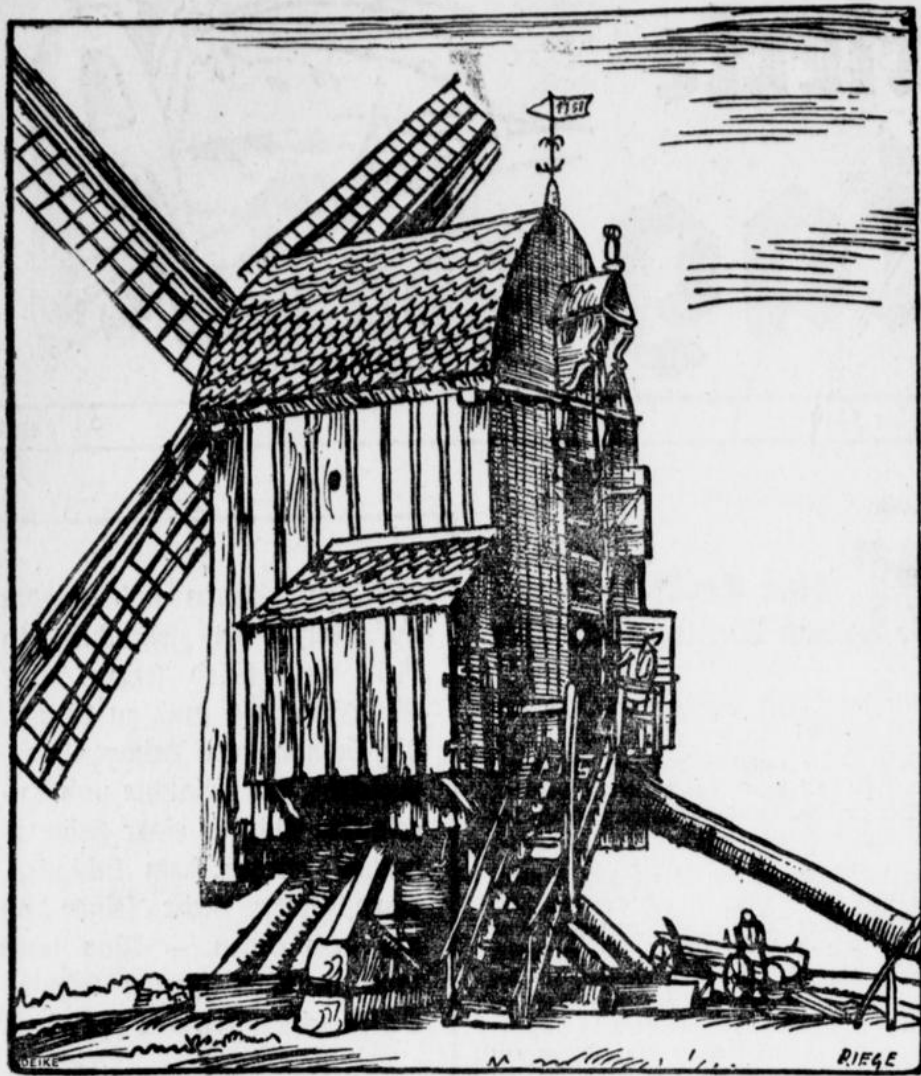
„Sagen Sie dem Kutscher Ihre Wohnung; er wird Sie heimfahren. Und meinem Volke wünsche ich, daß seine Herzen brennen mögen wie das Ihre, und daß sie stark werden für die Stunde, die gewißlich kommt. Es wird die Stunde Deutschlands sein!“

Seine dunklen Augen grüßten den Jungen warm. Dann schloß sich der Schlag, und der Wagen rollte davon.



An der Oder bei Breslau

Vollschnitt von Bodo Zimmermann (Seite 2)



Alte westfälische Windmühle

Rudolf Riege

Wettlauf mit dem Tode in Tibet

Von Rittmeister Wilhelm-Karl Herrmann

Rittmeister Herrmann, nach Heilung schwerer Körperschäden seit Kriegsbeginn an der Front, schildert in seinem dieser Tage erscheinenden Buche „Ein Ritt für Deutschland“ (Hörmann-Verlag, Berlin-Leipzig) seinen gefährlichen Zug aus dem Inneren Chinas durch Tibet, der den Forscher unzählige Male in Lebensgefahr brachte. Wir veröffentlichen vor Erscheinen des Buches einen der spannendsten Abschnitte auszugeweiht.

Unser Zelt steht auf dem blauen Kies. Hier gibt es kein Wasser und nicht das geringste grüne Halmchen. 10,5 Grad Kälte bekommen wir diese Nacht. In aller Frühe verlassen wir das Lager. Unser Wegweiser ist der Kompaß. Ein Fren in der Richtung ist gleichbedeutend mit dem Verpassen der wenigen Wasserstellen, deren erste wir in einigen Tagen erreichen können. Treffen wir sie nicht, so ist das Ende der Karawane nicht abzutreiben.

Viele Stunden setzen wir in unendlicher Einsamkeit einen Fuß vor den anderen. Gegen Mittag machen wir eine Rast, die ich benutze, das Gelände mit dem Glase abzusuchen. Djiau, mein Die-

ner, erhält Anweisung, zu warten, bis ich zurückkomme.

Ich bin bereits wieder auf dem Rückweg, als von Norden her einer dieser verdammt Stürme hereinbricht. Urrplötzlich ist die Hölle los. Sand, Staub und Salz verfinstern im Augenblick die Sonne. Es wird dunkel und eiskalt. Die halbe Wüste scheint durch die Luft zu fahren, die von einem ohrenbetäubenden Toben und Heulen und Brüllen erfüllt ist. Ein infernalischer Degenabbat bricht los. Die Gewalt des Orkans ist unbeschreiblich. Es ist kaum möglich, sich auf den Beinen zu halten, gegen den Sturm anzulaufen, ist zeitweise ausgeschlossen. Sicht kaum auf einige Meter.

Ich erreiche den Rastplatz — aber nur, um festzustellen, daß meine Karawane sich nicht mehr dort befindet. Die Kamele sind weg und das Zelt, die warmen Sachen, ohne die Nacht zur Qual werden muß, das Essen und alles, alles ist spurlos verschwunden. Immer größer sind die Kreise, die ich, nach Spuren suchend, um den Rastplatz ziehe. Da endlich! — Da ist etwas! Fußspuren! — Tatsächlich — sie sind von meinen Tieren! Der nächstliegende Gedanke: Djiau ist durchgebrannt! Rings herum ist auf Tage kein Wasser. Nur den See, den wir gestern sahen, und unser Lager an den Dünen kann er in zwei Tagen erreichen. Jede andere Richtung bedeutet den Tod!

Vier- bis fünftausend Meter hohe eis- und schneebedeckte Gebirge, mit nur einem Ueberhang, dessen Lage Djiau unbekannt ist, begrenzen diese Wüste an der einen Seite, hier liegt der riesige Salzsumpf, und ringsum ist auf Tage und Wochen weder Mensch noch Tier. Dazu dieses Inferno mit einer Sicht, die von Minute zu Minute schlechter wird. Jetzt geht es um das Ganze!

Wie lange ich das Marschieren und Suchen ohne Nahrung, ohne heißen Tee aushalte, wie vielen dieser Hölle Nächte ich ohne Schlaf und warme Bekleidung trocke und dem Schlaf, der ebenfalls den Tod bedeutet, widerstehe kann, das hängt allein von meiner Zähigkeit ab, die getragen wird von meinem Glauben und meinem Willen, das gefestete Ziel zu erreichen. Daß ich nicht schlapp mache, dessen bin ich gewiß. Wie aber, wenn wir aneinander vorbeilaufen — wenn ich das Mögliche oder Wahrscheinliche falsch einschätze?

Als die letzten Spuren des Tageslichts vorüber sind, habe ich nicht das Mindeste gefunden. Wie mit Messern schneidet die Kälte in Gesicht und Hände. Die Nacht wird schwarz. 12 bis 13 Stunden wird diese Nacht haben, und jede einzelne werde ich untätig zubringen müssen, ohne zu wissen, was vorgefallen ist!

Schleichend vollenden die Minuten die Stunden. Dann werden die Hügel deutlicher. Langsam, unendlich langsam, breitet sich fahler Dämmer im Osten aus. Als sich die nächste Umgebung erkennen läßt, mache ich mich auf. Je heller es wird, desto stärker wird der Sturm, desto schwerer wird es, den Widerstand der Luft, die einem fast umwirft, zu überwinden.

Ein heulender Windstoß reißt den Hut vom Kopfe und wirbelt ihn hoch hinauf. Ich binde vorsichtig den dicken Wollschal um die Ohren, die seit der Nacht von dreifacher Größe sind und hart und steif senkrecht vom Kopf wegstehen. Erfroren! Auch die Hände scheinen etwas abgekommene zu haben. Immer weiter! Suchen — suchen! Stunden laufe ich im Bidda. Da! — endlich sehe ich Spuren! Sie sind wirklich von meinen Tie-

ren. Ganz ohne Zweifel erkenne ich die drei Querspalten der Vorderfüße eines Kamels.

Aber unzählige Male, ohne daß ich einen Grund erkennen kann, ist Djiau im scharfen Winkel abgehoben. Immer, wenn ich zu dieser Ueberzeugung gekommen bin, beginnt wieder das peinlich genaue Suchen im Halbkreis nach den letzten sichtbaren Tritten der Kamele. Es ist nur noch ein Wanken und Torkeln, ein mühsames Sich-auf-den-Beinen-halten, ein Gegenstemmen gegen den Druck des Sturmes, der jede Minute wechselt, ein plötzliches Vorwärtstrotzen und dann wieder Hintenübergekipptwerden...

Soviel jedenfalls habe ich jetzt heraus: Der Bengel stiefelt planlos durch die Gegend!

Schließlich ist es nicht mehr möglich, die Spuren auszumachen. Es wird schon um 16 Uhr so dunkel, daß die Entfernung von den Augen zur Erde zu groß ist, um die Spuren verfolgen zu können. So bleibt denn gar keine andere Möglichkeit, als hier an den Spuren zu warten, bis es besser wird.

Untrüglich scheint die Kälte, die in immer neuen Wellen durch die Knochen kriecht. Längst sind die Füße gefühllos. Wie mit Messern und Nadeln hackt die Kälte in die Finger, wenn ich die Hände aus den Taschen nehme. Die Wollhandschuhe sind vom Ausstreifen des Gestrüpps für das Feuer in der gestrigen Nacht zerrissen. Die Haut der Hände ist von Dornen und Splittern zerschunden...

Das erste Tagesgrauen findet mich wieder auf der Suche. Heute ist der dritte Tag. Wieder sind die Spuren häufig verschwunden, und das Suchen im Umkreis beginnt von neuem, bis ich ihrer wieder ansichtig werde. Und plötzlich, während ich stehen bleibe, um etwas zu verschmausen, wird es heller und heller, der Sturm staut ab zu einem leichten Wind, und als die Sonne durchbricht, da — plötzlich herrscht eine lähmende, eine erschreckende Stille.

Eine lähmende Müdigkeit, eine unerklärliche Schwere kriecht die Beine hinauf. Sie läßt die Unterschenkel gefühllos werden, so daß sie wie Gewichte schlendern und nicht mehr zum Körper zu gehören scheinen. Ein paarmal schon bin ich gefallen, weil die Füße hier hängen bleiben oder dort gegenstehen. Alle halbe Stunde muß ich eine Pause machen und mich für ein paar Minuten in der Sonne ausstrecken. Immer kürzer sind die Zwischenräume, nach denen das Hinlegen notwendig ist. Und immer noch höher in die Dämmerung kriecht die merkwürdige Stille. Und während ich vorwärts stolpere und mich wieder lege und merke, daß ich immer schwerer hochkomme, um weiterzuschleichen, beschäftigen sich meine Gedanken nur noch angestrengt mit diesem unbekannten Zustand. Mein Kopf ist völlig klar.

Unendlich langsam kriech ich über den Sumpf. Dann ist er überschritten. In der Ferne tauchen die ersten weißblindevenden Hügel auf, unter denen sich auch Süßwasserstellen befinden. Nicht lange, da drücken sich deutlich unsere Spuren vom Einmarsch auf einzelnen weichen Stellen ab. Und dann: Dort sind noch Spuren — Djiau auf dem Rückmarsch! Gott sei Dank! Bis hier ist es richtig!

Und dann kriech ich an einen der Hügel heran und breche von der höllischen Eiskante am Rande ein Stückchen ab, um es in den Mund zu nehmen. Es ist eigentlich eine große Dummheit, jetzt nach drei Tagen Eis zu essen; ich behalte es nur im Munde und lasse es langsam zu Wasser werden.

Die Kälte beißt schon wieder bitter, denn die

Sonne sinkt, und nicht lange dauert es, bis sich zum drittenmal die Finsternis herabsinkt. Gerade ist noch Blühenlicht, als ich wieder das Glas an die Augen nehme, um zum ich weiß nicht wievielten Male, suchen will, da habe ich beim ersten Ansehen — ein Kamel im Blickfeld!

Sollte das wirklich...? Da ist ein zweites! Mein Herz klopt bis zum Halse. Was könnte es sonst für Kamele hier geben als meine? Ich suche nach rechts und nach links, es bleiben zwei. Kaum ist das einwandfrei festgestellt, da verschimmen sie, und das Dunkel der hereinbrechenden Nacht verschluckt sie und die Dünen.

Nun noch einmal zusammengegriffen! Ich komme näher, und dann gebe ich unseren Signalfisch, der scharf wie ein Reißfischschlag die Stille durchschneidet. Eine atemlose Pause folgt — und dann — die Antwort! Ein gellender Aufschrei — wie aus höchster Not — oder ist es sich überschlagende Freude — man kann das nicht unterscheiden. Wie aus der Brust eines verwundeten Tieres bricht er grell und kreischend heraus und kommt aus tiefer Seele. Betroffen sehe ich dann ein schwarzes Etwas irgendwo hervorgehoben und auf mich zugehen kommen! Djiau! Und nun heult er laut brüllend aus weit offenem Munde, und die Tränen strömen nur so, als er mich langsam nahen sieht.

Ich habe mir vorgenommen, heute Abend kein Wort über den Vorfall zu verlieren... Schweigend richten wir das Zelt auf, schweigend mache ich mein Lager und er den Tee und das Essen, und dann stehe ich noch einmal auf, und gemeinsam suchen wir alle die schweren Stücke zusammen und tragen sie in das Zelt. Dann sehe ich nach den Kamelen, die ruhig das Schilf rupfen und mit ihren erstaunten und blasierten Gesichtern sich nach mir umwenden. Es sind meine letzten Schritte. Die letzten Schritte für ein Jahr! Solen es sein — doch das ergab sich erst später...

Gedanken und Erkenntnisse

Reine Freuden sind seelische Lichtquellen der Kraft.

Der Garten der Freude, die Seele, hat fünf Tore: das sind die Sinne. Das Definieren dieser Tore, wenn die Freude in Gestalt des Wahnen, Guten und Schönen hinein will — und ihr Schließen, wenn die Todsünde der wahren Freude, das Unwahre, Häßliche und Schlechte, Einlaß begehren: das will gelernt sein!

Der edlen Freude sonnengoldiges Lachen ist ein Wiegenlied, unter dessen Zauber die Stürme deiner Seele sanft entschlafen.

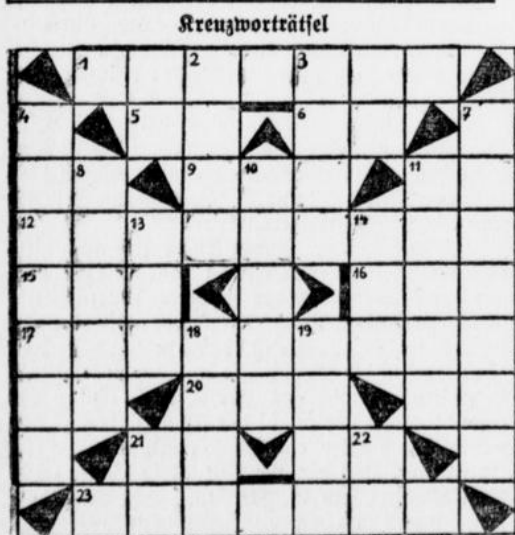
O köstlichste der Freuden: das Bewußtsein eines guten Tates!

Der Satz: „... eine schlechte Unterhaltung ist besser als gar keine“ ist falsch! Das ist verlorene Zeit!

Die Musik ist keine feile Dirne, die sich kaufen läßt; sie gibt sich nur dem, der ihr in reiner Liebe naht.

Ein guter Freund ist ein leuchtendes Gestirn am Himmel der Liebe Gottes!

Joseph Schumacher



Waagrecht: 1. scharfes Gewürz, 5. Flächenmaß, 6. weiblicher Kurzname, 9. zweimastiges Schiff, 12. Hochgebirgsblume, 15. Anekdote, 16. belgischer Kurort, 17. Erfinder der Luftdruckbremse, 20. englisches alkoholisches Getränk, 23. Farbtaste des Malers.

Senkrecht: 2. Planet, 3. Teil des Hauses, 4. Glasbehälter, 7. Teil einer Kerze, 8. Heldengedicht von Homer, 10. Gerät für den Fischfang, 11. Baumförmige Mehrzahl, 13. kaufmännischer Ausdruck, 14. kalter Wind, 18. männlicher Vorname, 19. Tierbezeichnung, 21. Wort der Zustimmung, 22. lateinische Bezeichnung für „und“.

Auflösung des Pyramidenrätsels:
1. A, 2. Ai, 3. Kai, 4. Rain, 5. Randi, 6. Randis, 7. Distant.

Auflösung des magischen Zahlenquadrats:

5	9	7	9	5
7	6	9	6	7
10	4	7	4	10
4	8	11	8	4
9	8	1	8	9



Spätsommer in der Mark

Max Brückner

Mutters kleine Helfer im Haushalt

Kinder sollen frühzeitig zur Mithilfe angeleitet werden — Verantwortung weckt Selbststolz und Gemeinschaftsinn

Mancher kinderreichen Mutter, die infolge des Mangels an Arbeitskräften einen großen Haushalt allein zu führen hat, will diese Arbeit zu viel werden. Auch manche berufstätige Frau, die nach ihrer Arbeitszeit noch eine Familie zu versorgen hat, hat Mühe, ihren Pflichten an beiden Plätzen nachzukommen. Da ist es nötig, rechtzeitig jede nur mögliche Abhilfe zu suchen, ehe eine Arbeitsüberlastung eingetreten ist. Kleine Helfer stehen jeder Mutter in ihren Kindern zur Verfügung. Vielleicht schüttelt manche Frau nun ungläubig den Kopf: Was können Kinder schon helfen! Lieber schaffe ich meine Arbeit allein. Das Anlernen allein ist schon eine Mühe, die nicht lohnt!

Wenn das auch wirklich so wäre, so ist es trotzdem nötig, die heranwachsenden Kinder gerade jetzt im Krieg an den häuslichen Pflichten und Arbeiten teilnehmen zu lassen. Denn gerade an den täglichen kleinen Aufgaben und selbstübernommenen Pflichten bildet sich das Verständnis für die Notwendigkeit des gewissenhaften Eintretens für eine Gemeinschaft.

Hat nun aber diese Mithilfe der Kinder für die Mutter wirklich einen praktischen Zweck? Vor allem kommt es dabei darauf an, wie man die Kräfte der Kinder einsetzt. Keine Mutter mag mürrische Kinder um sich sehen, die nur mit Widerwillen tun, was man ihnen aufträgt. Es muß daher der Mutter gelingen, Freude und Stolz in den Kindern zu wecken, daß sie schon mithelfen können. Erst dann erwächst aus einer fröhlichen Arbeitskameradschaft aller Familienmitglieder ein wirklicher Nutzen für den Haushalt und eine tatsächliche Entlastung der Mutter.

So wie sich jede Hausfrau des Morgens für ihren Arbeitstag einen Plan zurechtlegt, so sollte sie auch die Arbeit der Kinder im Haushalt möglichst genau zeitlich festlegen. Jedes Kind weiß dann genau, welche Zeit ihm zum Spielen zur Verfügung steht, und es richtet sich in seinen Plänen und Verabredungen mit den Spielfreunden danach. In einer großen Familie ist es wohl zweckmäßig, sich eine genaue Tages- und Stundeneinteilung in Form eines Stundenplanes an die Wand zu hängen. So kann kein Irrtum entstehen, und die Mutter weiß stets, welches der Kinder zur Hilfe im Hause ist. Es gibt auch kein unnötiges Fragen und Bitten, da jedes Familienmitglied sich merkt, nach dem einmal festgelegten und gemeinsam besprochenen Plan richtet.

Tischdecken, Abräumen, Abwaschen, Abtrocknen, Gemüseputzen, Staubwischen, Einkäufen sind einige Arbeiten, die je nach dem Alter der Kinder selbstständig von ihnen ausgeführt werden können. Wichtig ist dabei, daß man den Kindern die volle Verantwortung für die einmal übernommenen Pflichten wirklich überläßt und sie auch — wenn es nötig sein sollte — die Folgen einer nachlässigen Pflichtausübung selbst tragen läßt. Hat ein Kind zum Beispiel übernommen, stets dafür zu sorgen, daß genügend Brot im Hause ist, und es vergißt einmal den regelmäßigen Gang zum Bäcker, so sollte die Mutter ruhig die Mahlzeit heranbringen lassen und alles Weitere der

Selbsterziehung der Kinder untereinander überlassen. Ein zweites Mal wird das Kind nicht schuld daran sein wollen, daß durch die verspätete Mahlzeit der Tageslauf der ganzen Familie in Unordnung gerät.

Der starke Drang zur Selbstständigkeit, der in jedem Kind mehr oder weniger ausgeprägt ist und manchmal nicht unerhebliche Erziehungsschwierigkeiten hervorruft, kann durch eine sinnvolle Anleitung der Mutter in die richtigen Bahnen gelenkt werden. „Bei dir brauche ich doch nicht nachzusehen, ob auch die Tischbeine gründlich abgetaucht sind, wie ich es bei unserer Marie früher mußte,“ sagt die Mutter zu ihrer zehnjährigen Tochter, „auf dich kann ich mich ja verlassen!“ Eine solche Anerkennung wird bei einem gesund gearteten Kinde mehr Erfolg haben als dauerndes Kontrollieren und Schulmeisterern, das beide Teile nur verärgert.

Es kann auch nichts schaden, die Kinder untereinander zum Wettstreit anzuregen und den angeborenen Spieltrieb mit einzusetzen. Wer ist zuerst fertig mit seiner Schüssel voll Obst, das entleert werden muß? Ob ihr wohl auch in einer halben Stunde die Küche in Ordnung habt wie die Geschwister, die letzte Woche das Amt innehatten? Wenn die Mutter hier ab und zu einmal eine kleine Anregung gibt, so wird die Phantasie der Kinder selbst bald dazu ausreichen, daß auch vielleicht langweilige und wenig beliebte Arbeiten zur Freude werden.

Jungen und Mädchen können in gleicher Weise sich an den häuslichen Arbeiten beteiligen. Eine sinnvolle Arbeitsaufteilung ist jedoch nötig und kann die Arbeitsfreude wesentlich erhöhen. Die Ritterschule des Jungen gegenüber seinen Schwestern kann nicht früh genug geweckt werden. Die Arbeit, die die Mutter für die Familie leistet, ist für keinen Jungen zu schlecht. Schon im Jungen sollte die Achtung vor der Leistung der Mutter lebendig sein. Auch wird jeder Junge sorgfältiger in der Behandlung seiner Kleidungsstücke sein, wenn er selbst seine und seiner Brüder Anzüge einmal hat ausbügeln müssen oder beim Auswringen oder Aufhängen der Wäsche mithelfen hat.

Auch die Kleinen, noch nicht schulpflichtigen Kinder kann die Mutter so erziehen, daß sie wenig Mühe im Haushalt verursachen und sogar schon kleine Handlangerdienste tun können. Welches Kind hilft der Mutter nicht gern beim Aufräumen, wenn die Schulkinder des Morgens aus dem Hause sind! „Wie fein, daß du wenigstens noch zu Hause bist und mir hilfst. Sonst könnte ich bestimmt nicht rechtzeitig das Mittagessen auf dem Tisch haben!“ Mit vor Eifer roten Wangen trägt der kleine Gerhard die Hausschuhe der Geschwister an ihren Platz, rückt die Stühle ordnungsgemäß um den Tisch, holt der Mutter Beßen und Putzweimer herbei und nimmt ihr viele kleine Wege von der Küche ins Wohnzimmer, vom Wohnzimmer ins Schlafzimmer und zurück ab.

Daß jedes der kleinen und größeren Kinder in seinen Spielfachen und Schuttsachen peinlichste Ordnung hält, sollte auch aus erzieherischen



Ruhestunde

Heinrich Reifferscheid

Gründen selbstverständlich sein. Schon das Kleinkind muß daran gewöhnt werden, seine Spielsachen stets vor den Mahlzeiten aufzuräumen.

Wenn die Mutter erst einmal anfängt, all die kleinen Hände zweckmäßig und sinnvoll einzusetzen, wird sie den Nutzen für die ganze Familie selbst bald spüren. Was sie tut, um die eigenen Kräfte zu sparen und sich selbst vor Überanstrengung zu

schützen, kommt ja im Grunde nur der Familie selbst wieder zugute. Denn nie und nimmer kann ein gesundes, harmonisches Familienleben entstehen, wenn die Mutter müde und abgebeht ist, wenn sie von ihren Pflichten sich treiben läßt, anstatt ihren Arbeitstag fest in die Hand zu nehmen und mit klarem Kopf alles so zweckmäßig wie möglich einzurichten.

„Warte, wenn der Vater wiederkommt!“

Die Soldatenfrau und ihre Kinder — Man muß auch einmal streng sein

Zu den vielen Aufgaben, die die Soldatenfrauen in Stellvertretung ihrer im Felde und bei der Truppe stehenden Männer zu bewältigen haben, gehört vor allem auch die Erziehung ihrer Kinder. Das ist sicher eine der schwierigsten Pflichten, die den Soldatenfrauen auferlegt werden. Ist es an sich schon nicht leicht, Kinder zu erziehen, so ist es besonders für Mütter schwer, mit ihren Sprößlingen fertig zu werden, zumal im Krieg, wo die Neigung der Mütter besonders groß ist, ihren Kindern in allem nachzugeben und sie zu verwöhnen und zu verzärteln. Es ist an sich nur zu verständlich, daß die Mütter in dieser Zeit ihren Kindern nicht wehtun wollen, denn jede Mutter wird die Liebe zum Vater des Kindes angesichts der Gefahren, die er zu bestehen und der Opfer, die er zu bringen hat, stärker empfinden als je zuvor, und sie wird diese Liebe dem Kinde zuwenden, in dem sie ja den Vater sieht. Diese unendliche Liebe kann dann nicht hart sein, auch dann nicht, wenn es notwendig ist. Sie wird alles dem Kinde geben und verwöhnen es dadurch. Dazu leisten nicht selten auch Verwandte, Freunde und Bekannte einen Beitrag.

Eine solche Entwicklung muß unter allen Umständen vermieden werden. Die Soldatenfrau sollte sich immer sagen: Ich tue meinem Kinde keinen Gefallen, wenn ich es verwöhne. Einmal kommt doch der Tag, an dem ich nicht mehr anders kann, als dies oder jenes zu verbieten; dann gibt es nur um so heftigere Tränen; diese hätte ich dem Kinde ersparen können, wenn ich gleich von Anfang an nicht nachgegeben hätte, und wenn ich es schließlich nicht tu, muß es doch der Vater tun, wenn er zurückkommt, dann ist es noch schwerer. Ueberhaupt sollte jede Mutter, die für den Mann im Soldatenrock die Erziehung der Kinder besorgen muß, es sich angelegen sein lassen, dort mit der Erziehung fortzufahren, wo der Vater beim Abschied stehen geblieben ist. Das Kind fühlt erfahrungsgemäß einen Zeitakturs sehr schnell. Dadurch wird mehr verdorben, als man gemeinhin glaubt. Jede Erziehung muß konsequent sein, nur dann ist sie gut und erfolgreich.

Besonders sollte man auch dann, wenn Kinder zu fremden Leuten kommen, diese darüber aufklären, wie die Kinder bisher erzogen worden sind, damit nicht plötzlich eine Erziehung nach anderen Grundsätzen einsetzt. Im übrigen wird jeder Vater nach der Rückkehr aus dem Felde in der Erziehung da fortfahren, wo er abbrechen mußte, und die Mutter wird gut daran tun, dafür zu sorgen, daß das Fortfahren in der alten Erziehung keine Tränen kostet. Gerade die mütterliche Liebe zu den Kindern muß den Müttern die Kraft geben, mit den Kindern auch einmal streng zu sein, wenn es notwendig ist. Sehr viele Mütter glauben besonders ungut zu handeln, wenn sie unartigen Kindern drohen: „Warte nur, bis der Vater zurückkommt, dem werde ich es dann

sagen.“ Wenn solche Drohungen immer und immer wiederholt werden, wird das Kind seinem Vater vollkommen entfremdet. Es freut sich dann nicht mehr auf seine Rückkehr, sondern sieht mit Schrecken der Stunde der Heimkehr entgegen. Ist es nicht viel wirksamer, dem Kinde zu sagen: „Hast Du denn auch beobachtet, was Dein Vater sagen würde, wenn er Dich so unartig sähe? Weist Du auch, daß Du ihn damit sehr kränken würdest? Willst Du ihm, der jetzt soviel durchmachen muß, und dafür sorgt, daß die bösen Feinde nicht ins Land kommen, nicht die Freude machen, artig zu sein? Erfahrungsgemäß machen solche Argumente bei jedem Kinde den stärksten Eindruck.“

Im übrigen sollte jede Soldatenfrau bei der Erziehung ihrer Kinder immer wieder daran denken, daß ihr Mann ihr in den Kindern das Höchste überlassen hat, was er besitzt, und daß es ihre heilige Verpflichtung sein muß, ihm diese Kinder wieder so zurückzugeben, wie er sie verlassen hat. Dann wird sie auch alles daran setzen, die Kinder in seinem Geiste zu erziehen.



Die Schaffnerin

„Aber meine Herrschaften, ich werde doch meiner Frau einen Begrüßungsfluß geben dürfen!“



Wenn der Vati Urlaub hat!

Photo: Elisabeth Hase (Deike M)

